Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Vor vierzig Jahren : (Schluß). 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

und 145 bürgerliche. Die sozialdemokratischen Blätter hatten zusammen eine Auflage von 76800 Exemplaren, die 145 bürgerlichen eine solche von 785400. Von 125 bürgerlichen Blättern fehlen die Angaben über die Höhe der Auflage. 77000 Exemplare sozialdemokratischer Tagesblätter im Königreich Sachsen! Das ist eine geradezu lächerlich geringe Zahl, wenn man den Blick aufs Ganze richtet; denn von den $3^3/_4$ Millionen Einwohnern, die Sachsen 1895 hatte, gehörte schon mehr als die Hälfte zur Industriebevölkerung! Und dabei ist die Verbreitung der sozialdemokratischen Tagespresse in Sachsen die stärkste im ganzen Reiche, wo sie über $^1/_3$ Million sozialdemokratischer Abonnenten verfügte.

Wir können es uns nicht versagen, hier einen Seitenblick auf die sozialdemokratischen Wahlerfolge zu werfen. Bei der Reichstagswahl von 1898 hat die Partei mehr als 2 Millionen Stimmen (27 Prozent aller abgegebnen giltigen) und 1903 sogar mehr als 3 Millionen (32 Prozent) auf sich vereinigt; in dem dazwischen liegenden Jahre 1901 aber hatte die gesamte sozialdemokratische Tagespresse nur $^1/_3$ Million sozialdemokratischer Abonnenten. Bedenkt man noch, daß unter diesen Abonnenten eine nennenswerte Anzahl solcher war, die das Wahlalter noch nicht erreicht hatten, dann hat man einen sichern Anhalt über die Anzahl der „Mitläufer." Diese zählen nicht nach Hunderttausenden, nein, nach Millionen!

Im deutschen Volke hat die Presse keiner der ansehnlichern Parteien eine so geringe Verbreitung gefunden, und keine ist mit solchem Widerstreben aufgenommen worden, wie die der sozialdemokratischen Partei. Und mit aller Bestimmtheit darf man sagen, daß das deutsche Volk nicht der Boden ist, auf dem dieses dürftige „zukunftstaatliche" Bäumchen gedeihen wird.

Paul Eller

Vor vierzig Jahren

Erinnerungen von Otto Kaemmel

(Schluß)

2

Da ging die Zeit der begeisterten aber tatenlosen Schwärmerei für die nationale Einheit und Größe jäh zu Ende, und die praktische Politik, die schließlich diese Einheit gründen sollte, trat in ihrer ganzen herben Strenge urplötzlich an uns heran. Zunächst erhielten wir eine sehr empfindliche Lektion darüber, daß in der Politik nicht die wohlmeinende Schwäche, sondern die Macht entscheidet, daß sie altes verlebtes Recht zerbricht und neues Recht schafft, heute wie zu allen Zeiten.

Scheinbar plötzlich tauchte die unsterbliche schleswig-holsteinische Frage wieder auf, die trotz des Londoner Protokolls von 1852 in Deutschland niemals so recht als gelöst betrachtet worden war. Obwohl ich das Land damals noch

nicht kannte, hatte ich doch ein gewisses persönliches Interesse dafür. Die ersten Zinnsoldaten, mit denen ich spielte, waren Schleswig-Holsteiner gewesen. Mein Onkel, der Romanschriftsteller Ernst Willkomm*), hatte den Feldzug von 1849 als Berichterstatter bei der schleswig-holsteinischen Division mitgemacht und so die blutige Katastrophe vor Fredericia am 6. Juli mit erlebt, auch den damaligen Freiheitskampf des Landes später in novellistischer Einkleidung („Eine traurige Begebenheit") lebendig geschildert. Aus Flensburg hatte er sich dann seine treue Lebensgefährtin geholt, eine feingebildete, ausgezeichnete Frau, einen vorzüglichen Typus ihres Stammes, die unter ruhiger Gelassenheit eine tiefe patriotische Leidenschaft verbarg und die Dänen, diese „Seeräuber," ingrimmig haßte, obwohl sie des Dänischen völlig mächtig war und eine Zeit lang in Kopenhagen gelebt hatte. Beide hatten dann ihren Hausstand erst in Lübeck, dann dauernd in Hamburg begründet und standen mit uns natürlich immer in brieflichem, gelegentlich auch in persönlichem Verkehr. Trotz dieses besondern Interesses für die Herzogtümer hatte ich mich um die sich langsam dahinschleppenden Verhandlungen des Bundestags über die sich immer wiederholenden Beschwerden der holsteinischen Stände wegen der rechts- und vertragswidrigen Behandlung des „Bruderlandes" Schleswig bisher so wenig gekümmert wie alle Welt. Erst als in Frankfurt beschlossen wurde, mit der Bundesexekution gegen den König von Dänemark als Herzog von Holstein zu drohen, falls er nicht binnen neun Wochen, vom 1. Oktober 1863 an gerechnet, auf die von den „Eiderdänen" betriebne Einverleibung Schleswigs in Dänemark verzichte, wurde das allgemeine Interesse lebhafter, und die Annahme der Gesamtstaatsverfassung im dänischen Reichstage am 13. November erschien geradezu wie ein Hohn gegen Deutschland, als eine unerträgliche Herausforderung, über die man sich freilich nach den frühern Proben deutscher Staatskunst gegenüber Dänemark eigentlich nicht wundern konnte.

Da traf am 16. November, Montags, die ganz unerwartete Nachricht ein, König Friedrich der Siebente, der letzte Vertreter der zu unbestrittnem Recht über Dänemark und Schleswig-Holstein regierenden Linie der Dynastie, sei am 15. November auf Schloß Glücksburg bei Flensburg verschieden, und Christian der Neunte, der „Protokollprinz," habe in beiden Ländern die Regierung angetreten. Am 18. November unterzeichnete er die Novemberverfassung und verließ damit den einzigen Rechtsboden, auf dem er stand, das Londoner Protokoll. Wie mit einem Schlage durchwogte eine ungeheure Aufregung ganz Deutschland. Daß nunmehr für die Herzogtümer das unbesehen als völlig unzweifelhaft aufgefaßte Erbrecht der bis dahin ganz unbekannten und in ihrer Heimat nichts weniger als beliebten Augustenburger in Kraft trete, und daß es das sicherste, ja das einzige Mittel sei, sie endlich von Dänemark zu lösen, das war die allgemeine volkstümliche Überzeugung; aber nicht minder stand uns fest, daß nunmehr rasch gehandelt werden müsse, daß die Ehre und das Interesse Deutschlands auf dem Spiele stünden. Ob denn die Großmächte nicht doch noch einige Rücksicht auf das von ihnen nun einmal anerkannte Londoner Protokoll zu

*) Seine „Jugenderinnerungen" habe ich nach seinem Tode (24. Mai 1886) aus seinem Nachlaß in den Grenzboten 1887 veröffentlicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nehmen hätten, und ob nicht das Schicksal Schleswigs zugleich eine europäische Angelegenheit sei, die unter Umständen zu einem großen Kriegsbrande führen könnte, danach fragte kein Mensch. „Daß wir großen Erschütterungen, ja Katastrophen entgegengehn, schrieb unter diesen Eindrücken mein Vater am 20. November, davon überzeugt sich rasch jeder, der einigermaßen Einblick getan hat in den Zusammenhang der Dinge und zu ermessen weiß, wie große Entwicklungen, bis zu einem gewissen Punkte gefördert, unaufhaltsam und nach einem in ihnen treibenden Gesetze ihre eigne Bahn durchlaufen und alle Berechnungen der Klugen, die sie nach ihrem Gutdünken bestimmen wollen, vereiteln. Die so lange schläfrig und bedächtig und durch endlose Förmlichkeiten geführte Frage wegen Schleswig-Holstein ist plötzlich, wie durch das Eingreifen einer höhern Hand, so entschieden worden, daß die einzuhaltende Linie eigentlich doch keinem mehr zweifelhaft sein kann. Die Zeit der Noten und Protokolle ist vorüber."

In Leipzig bildete sich sofort ein Komitee aus verschiednen Parteien — nebeneinander standen Karl Biedermann und der „großdeutsche" Demokrat Professor Heinrich Wuttke —, um durch große Demonstrationen auf den Gang der Dinge einzuwirken. Zu diesem Zwecke berief es eine allgemeine Volksversammlung nach dem „Odeon" für den Abend des 21. November, zu der sich gegen dreitausend Menschen aus allen Ständen einfanden; den Vorsitz übernahm der Rechtsanwalt Rose. Zuerst gab Professor Biedermann, von lautem Beifall empfangen, eine kurze historische Darstellung der Frage und schloß sie mit den Worten: „Es handelt sich darum, ob wir die Länder, die, zwei Meeren zugekehrt, für die künftige Machtstellung zur See (lebhaftes Bravo) unentbehrlich sind, auf immer verlieren oder auf immer fest an Deutschland ketten wollen. Einmal diese Gelegenheit versäumt, kommt sie nicht wieder." Dann ging er zu Vorschlägen über. Man habe viel davon gesprochen, daß das Volk selbst seine Sache in die Hand nehmen, seine jungen Leute als Freischaren nach dem Norden senden müsse (Bravo). Er halte das für unrichtig; der Krieg werde ein schwerer Kampf sein, und da sei es mit Freischaren nichts.*) Vielmehr müsse man die Regierungen vorwärts drängen, und das könne von uns aus nur durch eine Adresse an den König von Sachsen geschehn. Dann beantragte er drei Resolutionen. Die Versammlung halte nur den Prinzen von Augustenburg für erbberechtigt, sie sehe das Heil nur in der völligen Trennung der Herzogtümer von Dänemark, sie halte es endlich für die Pflicht der Regierungen, hier kräftig einzuschreiten. Zuletzt verlas er den Entwurf zu der Adresse, die den König aufforderte, durch seinen Gesandten in Frankfurt für eine energische Unterstützung Schleswig-Holsteins durch den Bund einzutreten; sie und die drei Resolutionen wurden ohne Widerspruch angenommen. Biedermann hatte verstandesmäßig, ruhig und klar gesprochen; in dem nächsten Redner, Heinrich Wuttke, brauste die verhaltene Leidenschaft, deshalb packte er seine Zuhörer im Innersten. Schleswig, so sagte er etwa, sei nicht deutsches Bundesland, aber er denke, der Deutsche Bund sei nicht das deutsche Volk, und obwohl von vergilbten Papieren dann nicht mehr die Rede sein könne, wenn sich die Verhältnisse und An-

*) Übrigens erklärte kurz nachher die preußische Regierung, sie werde den Durchzug von Freischaren nicht erlauben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schauungen vollständig geändert hätten, so sei es doch auch dann gut, wenn man ein verbrieftes Recht habe. Das sei hier der Fall. Dabei handle es sich nicht um die Augustenburger, nicht für sie wolle man einstehn (donnerndes Bravo), sondern für das Recht der Herzogtümer, zu dem jene nur das Mittel wären. Er hoffe, daß alle deutschen Fürsten hier ihre Pflicht begreifen würden, und wenn sich einer hier offen lossage von der deutschen Sache, nun, so wisse man, wo man seinen Feind zu suchen habe, und werde ihn eintragen in das große Schuldbuch der Nation (langes, donnerndes Bravo). Unter einem tobenden Beifallsturm verließ der Redner die Bühne. Zuletzt wurde noch beschlossen, dem preußischen Abgeordnetenhause in Berlin und dem österreichischen Reichsrate in Wien den Dank der Versammlung für ihr Verhalten in der schleswig-holsteinischen Sache telegraphisch auszudrücken. Unter lautem Hochruf auf die Herzogtümer trennte man sich. Der Verlauf der Versammlung war für alle ähnlichen typisch, und ihr Erfolg auch. In einer zweiten Volksversammlung am 3. Dezember, der ich nicht beiwohnte, wurde ein Komitee für Schleswig-Holstein eingesetzt, das namentlich Geldsammlungen einleiten sollte.

Auch die Studentenschaft rührte sich. In einer Versammlung am 4. Dezember, an der gegen vierhundert Kommilitonen (von etwa tausend), Verbindungsstudenten und „Finken" teilnahmen, wurde ebenfalls ein Ausschuß eingesetzt, der für Geldsammlungen und Wehrhaftmachung der Studentenschaft sorgen und mit dem allgemeinen Komitee in Verbindung treten sollte. So fern lag uns damals in Sachsen der Gedanke, daß der Gebildete am besten wehrhaft werde, wenn er im Heere diene, denn nach der sächsischen Wehrverfassung war das tatsächlich unmöglich, weil das Loskaufsrecht bestand und für die besondre Stellung gebildeter junger Männer nichts vorgesehen war. Deshalb betrachtete man, wenn ein solcher ausgehoben wurde, das nur als die lästige Verpflichtung zu einem unter Umständen sehr empfindlichen Geldopfer (damals dreihundert Taler); an den Eintritt ins aktive Militär als gemeiner Soldat dachte keiner und konnte keiner denken. Unter solchen Umständen hatte auch ich mich am 5. Dezember zur Aushebung zu stellen, und bei den kritischen Verhältnissen, unter denen wir soeben lebten, war es nicht unwahrscheinlich, daß ich „genommen" wurde, sei es auch nur der Loskaufsumme wegen, die mein Vater auch schon fürsorglich bereit hielt. Doch kam es bei den Studenten, wie ich erst später erfuhr, vielmehr auf das vertraulich gegebne Zeugnis der Professoren an, als auf die Körperbeschaffenheit; „genommen" wurden gewöhnlich nur Korpsburschen, weil sie für wohlhabend galten, und so kam ich als „gänzlich untüchtig" frei, obwohl sonst die Aushebung ziemlich stark war. Täglich durchzogen Scharen von Rekruten, mit dem schwarzrotgoldnen Bande geschmückt, singend und lärmend die Straßen der Stadt.

Inzwischen kam auch in unser Militär Bewegung. Denn am 7. Dezember faßte der Bundestag den Beschluß, die Exekution über den König-Herzog von Holstein zu verhängen, und Sachsen wurde (neben Hannover) aufgefordert, dafür eine gemischte Brigade zu stellen (vier Bataillone Infanterie, zwei Bataillone Jäger, sechs Schwadronen Reiterei, drei Batterien, dazu die Spezialwaffen und die Trains). Unsrer Ungeduld genügte freilich dieser Beschluß, der lange

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zögerungen und Verhandlungen nicht ausschloß, keineswegs, auch meinem Vater nicht. Aber er schrieb doch: „Wenn eins dabei beschwichtigen kann, so ist es dies, daß das gesamte Deutschland für die Sache eintritt, und die Gefahr eines drohenden Risses im Bunde selbst vermieden worden ist. Vielleicht sorgt der Übermut und Trotz der Dänen dafür, daß die Dinge doch noch einen für Schleswig-Holstein entscheidenden Gang nehmen." Jedenfalls rüsteten sich die sächsischen Truppen zum Aufbruch. „Tag für Tag, konnte ich am 15. Dezember berichten, sind hier Truppen eingerückt, die Stadt wimmelt von Kavallerie- und Infanterieoffizieren, und heute hat der Abmarsch begonnen. Täglich sollen fünf bis sechs Extrazüge mit sächsischen Truppen passieren; heute um elf Uhr [Abends] werden österreichische Batterien erwartet, die einen Rasttag hier halten sollen. Die Bevölkerung ist in ziemlich ernster Stimmung; so verharrte heute beim Ausmarsch des dritten Jägerbataillons, das hier lag, die Menge in ernstem Schweigen. Als der lange Zug der braven Soldaten herankam, die sehr wohlgemut aussahen, da rief man ihnen nur Adieu zu, kommt bald wieder! — Wohl mochten sich viele dabei fragen, ob diese Leute zurückkehren würden, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben für das gute Recht der Herzogtümer, wozu leider gar wenig Aussicht vorhanden ist." Einige Tage später rückte die österreichische Brigade Gondrecourt, die bei Hamburg eine Reservestellung hinter den Exekutionstruppen einnehmen sollte, in Leipzig ein, am Vormittag mehrere Bataillone Infanterie unter den schmetternden Klängen des Radetzkymarsches vom Dresdner Bahnhof nach dem Augustusplatz, wo sie eine Paradeaufstellung nahmen, am Abend ein böhmisches Jägerbataillon vom Bayrischen Bahnhof die Windmühlenstraße herauf, ebenfalls mit voller Musik, deren große Trommel nach österreichischer Sitte zum Jubel der Jugend ein Hund auf einem kleinen zweirädrigen Karren zog. An diesem und am nächsten Tage glich Leipzig einer österreichischen Garnisonstadt; überall sah man Offiziere und Soldaten in ihren grauen Kapotmänteln, die Offiziere mit der schwarzgelben seidnen Feldbinde darüber. Dabei merkte man freilich, daß diese deutschen Bundestruppen überwiegend Polen, Ungarn und Tschechen waren, nur die Offiziere und Unteroffiziere sprachen geläufig deutsch.

Die Weihnachtsferien vergingen uns in unruhiger Erwartung. Wir erfuhren mit Befriedigung, daß die Bundestruppen am 24. Dezember in Holstein eingerückt seien, und daß die Dänen ohne Gegenwehr bis zur Eider zurückgingen. Aber mit Besorgnissen und Zweifeln erfüllte uns wieder der preußisch-österreichische Antrag beim Bundestage vom 28. Dezember, nunmehr auch Schleswig in Besitz zu nehmen, aber nur als Faustpfand für die Erfüllung der deutschen Forderungen, keineswegs, um den Prinzen Friedrich von Augustenburg als Herzog einzusetzen. Wie sollte es da zu einer Losreißung der Herzogtümer von Dänemark kommen! Die Politik Preußens und Österreichs schien wie 1850 enden zu müssen, mit einer abermaligen Preisgebung des Landes; die wahrhaft deutsche Politik schienen uns die Mittelstaaten zu vertreten, vor allem Sachsen. Um so wärmer war die Huldigung, die Leipzig am Nachmittag des 11. Januar 1864 dem König Johann darbrachte, der zur Jagd auf dem Ehrenberger Revier herübergekommen war. Aber am nächsten Tage, am 12. Januar,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fiel in Frankfurt die Entscheidung, durch die sich die Mittelstaaten selbst, ohne es zu ahnen, von der Teilnahme an dem bevorstehenden Kriege ausschlossen: sie lehnten den preußisch-österreichischen Antrag vom 28. Dezember ab. „Es scheint jetzt, schrieb mein Vater am 14. Januar, als rücke die Sache gar nicht von der Stelle, als laufe alles auf unfruchtbares Reden und Verhandeln hinaus, als lähme die dämonische Gewalt, die in Berlin zur Herrschaft gelangt ist und mit den edelsten Gefühlen ein arges Spiel treibt, weit und breit den Aufschwung."

Diese dämonische Gewalt war Bismarck. Ein arges Spiel trieb er nicht, weder damals noch später, er verfolgte das nationale Ziel nur auf einem andern Wege; aber wie hätte man in jener Zeit, wo er auch in seiner nächsten Umgebung auf zähen Widerstand und Mangel an Verständnis stieß, außerhalb Preußens seine ebenso kühne als gewundne Politik durchschauen können! Das freilich bewies er Freunden und Feinden auf der Stelle, daß er zu handeln wisse. Als der Brief meines Vaters eintraf, hatten wir soeben die überraschende Nachricht erhalten, daß Preußen und Österreich eben am 14. Januar dem Bundestag erklärt hatten, sie würden nunmehr als europäische Mächte die schleswigsche Sache selbständig in die Hand nehmen. Das Erstaunlichste geschah: die beiden miteinander fortwährend rivalisierenden „Vormächte" gingen Seite an Seite gegen Dänemark vor, über den Bundestag und die Mittelstaaten hinweg, und zeigten beiden empfindlich, daß sie in großen Fragen ohnmächtig seien, sobald Preußen und Österreich einig seien, was doch immer lebhaft gewünscht worden war. Man empfand das besonders in Sachsen schwer und klagte, daß „dessen zugleich ehrenhafte und kühne Politik in den beschränkten Machtverhältnissen nicht die entsprechende Unterstützung finde"; den naheliegenden Schluß aus dieser Sachlage zog man nicht.

Am 16. Januar stellten die beiden Großmächte in Kopenhagen ihr kurzes Ultimatum: Rücknahme der Gesamtstaatsverfassung binnen achtundvierzig Stunden oder Krieg. Dänemark lehnte ab, am 18. trat der Kriegszustand ein, und zum erstenmal trugen die deutschen Eisenbahnen ganze Armeekorps nach der feindlichen Grenze. Zu Ende Januar standen 60000 Mann hinter der Eider bereit.

Es war am Dienstag (2. Februar) früh, als ich durch Professor Overbeck, bei dem ich gerade (wegen einer archäologischen Arbeit) war, die Nachricht vom Siege der Preußen bei Eckernförde erhielt (ein Telegramm der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 1. Februar: „Die Preußen nahmen Eckernförde nach kurzem Kampfe"). Ich war der erste, der sie um elf Uhr ins Kolleg mitbrachte. Man wollte sie nicht glauben. Als sie sich dann bestätigte, atmete alles auf; Gott sei Dank, es war Blut geflossen, nun gab es kein Zurück mehr! „Am Mittwoch und Donnerstag Mittag drängten sich Menschenhaufen an den Straßenecken, um den Anschlag über die Gefechte bei Jagel, Missunde und Oberselk [vor dem Danevirke] zu lesen. Die Aufregung war groß. Jeder fragt seinen Bekannten, ob er schon die neuste Ausgabe der Deutschen Allgemeinen gelesen habe, und die Cafés sind voller als je. — Die Überzeugung ist auch hier allgemein, daß, wenn die Ereignisse ins Rollen kommen, wenn vor dem gewaltigen Danevirke erst Hunderte und Tausende gefallen sein werden, an eine Auslieferung Schleswigs an Dänemark nicht mehr zu denken ist, ob nun Schleswig selbständig oder preußisch wird, denn das [letzte] nimmt man wenigstens hier

als wahrscheinlich an." Mein Vater war derselben Meinung; er hoffte, „daß die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze weit über das von der diplomatischen Pfiffigkeit ins Auge gefaßte Ziel hinausrollen werden."

Als dann das Danevirke nach wenig Tagen doch geräumt wurde und eine irrtümliche Depesche am 11. Februar sogar die Räumung der Düppeler Schanzen meldete, da wurde sofort wieder ein böser Verdacht rege — auch in Leipzig —, als ob das alles ein abgekartetes Spiel sein könne. „Ich fürchte, schrieb damals mein Vater, daß jetzt die Diplomaten ihr arglistiges Spiel wieder aufnehmen werden." Die Widerlegung folgte zum Glück auf dem Fuße, und mit Spannung verfolgten wir den Einmarsch in Jütland, die Belagerungsarbeiten vor Düppel, die Kämpfe zur See. Es schien doch den Verbündeten bittrer Ernst mit dem Kriege zu sein! Um so mehr bedauerten wir unsre armen sächsischen Soldaten, die dem allen müßig zusehen mußten und doch auch die Unbilden eines harten Winters mit durchzukosten hatten; deshalb wurden eifrig Geldsammlungen für sie veranstaltet, auch in meiner Heimat wenigstens für die Söhne der Stadt. Mich selbst erfüllte das alles mit tiefem Unmut, aber er nahm eine andre Richtung als bei den meisten. „Man hat, schrieb ich am 21. Februar an meinen Vater, voriges Jahr unendlich viel fetiert, Reden gehalten, Hochs ausgebracht, sich für Schwarzrotgold riesig begeistert und Brüderschaft geschlossen mit Tirolern und Bayern und Rheinländern und Preußen und Schleswig-Holsteinern. Aber wie sieht es denn jetzt aus? Es sind wieder unendliche Reden gehalten, Versammlungen berufen, energische Resolutionen gefaßt worden. Nun ist zwar eine unglückselige Diplomatie ein entsetzlicher Hemmschuh, aber ich glaube doch, daß bei uns die nationalen Gefühle noch gar nicht in die Massen eingedrungen sind, wie z. B. in Italien, auf das man so oft herabsieht. Haben wir denn auch nur das Geringste aufzuweisen, was sie getan? Haben wir einen für seine Idee begeisterten und ganz in ihr aufgehenden Mann wie Garibaldi? Haben wir diesen Opfermut bewiesen, wie sie? Haben wir einen Adel, der sich an die Spitze stellt, statt sich, wie bei uns, entgegenzustemmen? Sind wir nicht immer in erster Linie Sachsen, Preußen, Bayern u. s. f.? Und wenn ich auch weit entfernt bin zu wünschen, daß wir in ähnlicher Weise wie Italien [durch Piemont] durch Preußen zur Einheit kommen möchten, so liegt doch der Grund der Unmöglichkeit [jeder Einheit] einerseits in einem verrannten Adel, andrerseits darin, daß wir von gesamtdeutschen Gefühlen noch nicht tief genug durchdrungen sind."

Trotz dieser Spaltung und trotz des alltäglichen wütenden Geschreis der gesamten liberalen Presse gegen Bismarck erregte doch die Erstürmung der Düppeler Schanzen am 18. April, die mir noch an demselben Tage auf der Rückreise aus den Osterferien in Dresden aus einem Extrablatte des Dresdner Journals bekannt wurde, allgemeine Freude, und die neuen Besorgnisse, die sich an die kurz danach beginnenden Londoner Konferenzen knüpften, wurden durch ihren Abbruch (25. Juni), der zugleich das Londoner Protokoll zerriß, völlig zerstreut. Am 29. Juni Abends hatten wir die Nachricht vom Übergange der Preußen nach Alsen; Schleswig war frei! Wir feierten den Sieg noch an demselben Abend im gastlichen Hause des Professors Georg Curtius, der als Sohn Lübecks und als früherer Universitätslehrer in Kiel mit den Herzogtümern viele Beziehungen hatte, mit uns ein junger Philolog aus Holstein, einer seiner Kieler Schüler.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es war der erste große Erfolg der deutschen Politik seit 1815. Aber die Stellung der Mittelstaaten zur preußischen Politik vergällte uns auch diese Freude, und tiefe Verstimmung griff in Sachsen um sich, als im Juli unsre Truppen aus Rendsburg hinausgedrängt wurden, weil Preußen seine Etappenlinien sichern zu müssen erklärte. Und was sollte nun aus den befreiten Herzogtümern werden? Ein selbständiger Bundesstaat unter dem Augustenburger oder eine preußische Provinz? Wenn sich die Mehrheit des deutschen Volkes nicht damals wie zu allen Zeiten von Gefühlen statt von politischen Erwägungen hätte leiten lassen, so wäre das gar keine Frage gewesen, denn was konnten uns die Augustenburger noch bedeuten, nachdem Schleswig-Holstein von Dänemark losgerissen, das nationale Ziel also erreicht war!

Als die beiden Großmächte nach dem Frieden von Wien am 30. Oktober 1864, der dieses Ergebnis bestätigte, den größten Teil ihrer Truppen aus Schleswig zurückzogen, ging das österreichische Armeekorps durch Sachsen und berührte dabei seit dem 23. November Abends in zahlreichen Extrazügen auch Zittau. Mein Vater schrieb mir darüber ausführlich, aber zugleich sehr erregt, weil während dieses Durchmarsches am 27. November die Depeschen von dem feindseligen Auftreten der Preußen gegen die Bundestruppen in Holstein, namentlich in Rendsburg, eintrafen, die aus dem Lande hinausgedrängt werden sollten. Noch viel unmittelbarer wirkte der neue Konflikt auf Leipzig. Schon am Sonntag (27. November) Morgens meldete ein Extrablatt der Deutschen Allgemeinen, der Abmarsch der preußischen Truppen aus den Herzogtümern sei sistiert, die dreizehnte Division bleibe bei Minden, die sechste bei Berlin in Bereitschaft. Was das zu bedeuten habe, begriff jeder. In der Tat verbreitete sich am Donnerstag (1. Dezember) in der Stadt die Nachricht, daß die Staatskassen in der vergangnen Nacht fortgeschafft worden seien. Am Nachmittage bewegten sich lange Reihen von Soldaten mehrere Stunden lang von der Pleißenburg nach dem Dresdner Bahnhof, die dorthin Tausende von Gewehren trugen. Am Abend brachten die Blätter die Meldung, es seien 10000 Mann Reserven einberufen, am Sonnabend hieß es, ein Bataillon sei in kriegsmäßiger Rüstung ausgerückt, es gehe an die Grenze. Was bedeutete das alles? Die Überraschung war allgemein, die Aufregung groß, aber an die Möglichkeit eines Konflikts wollte niemand glauben, weil niemand an die Möglichkeit des Widerstandes glaubte. „Eine einzige unglückliche Schlacht, schrieb ich damals, würde das Land der Invasionsarmee in die Hände liefern, und dann würden wir jedenfalls Bedingungen bekommen, vor denen uns die Haare zu Berge stehn könnten. Soll man das um der bloßen Ehre willen wagen? Oder hat Sachsen eine Koalition der Mittelstaaten fertig? Rechtlich hat die Exekution [in Holstein] keinen Grund mehr, ebensowenig hat Preußen einen rechtlichen Anspruch auf die Herzogtümer. Doch darauf kommt es jetzt kaum mehr an. Hat »die dritte Gruppe« [im Bunde] in sich Kraft genug, eine eigne Politik zu machen und nötigenfalls mit Kugeln und Kartätschen zu verfechten, oder hat sie diese Kraft nicht, darauf scheint es mir jetzt anzukommen. Und tritt der erste Fall ein, dann haben wir den Rheinbund. Mögen die Mittelstaaten nur versuchen, mit Preußen zu transigieren, nicht wegen Schleswig-Holsteins, sondern vor allem über sich; mögen sie in ein festes, rechtliches Verhältnis [zu ihm] zu kommen suchen, aber nicht auf Grund

des Bundesrechts, denn das hilft uns nichts mehr, mögen sie sich vor dem Konflikt verständigen, nur keinen Bürgerkrieg!"

Der Konflikt wurde damals vermieden, denn schon am 1. Dezember nahm der Bundestag den preußisch-österreichischen Antrag an, die Exekution in Holstein für beendet zu erklären und die Bundestruppen abzurufen. Man erzählte sich dabei (in Dresden), nur die Königin von Preußen habe den Einmarsch „Bismarckischer Legionen" in Sachsen verhütet. Meinen Standpunkt in dieser Sache lehnte mein Vater im ganzen ab. „Einer Politik gegenüber, von deren Auftreten man nicht weiß, ob sie als Poltronerie oder als Brutalität zu bezeichnen ist, sind alle Schwächern täglich in Gefahr. Die Bitterkeit übrigens, die durch die neusten Ereignisse in vieler Herzen gekommen ist, wird in Jahrzehnten noch fortwirken." Durfte doch in Zittau beim Festessen am Geburtstag des Königs Johann (12. Dezember) der höchste dortige königliche Beamte in seinem offiziellen Trinkspruch u. a. von dem „räuberischen Aar" sprechen, wohl ohne sich im Augenblick daran zu erinnern, daß dieser bösartige Raubvogel soeben Schleswig-Holstein von den Dänen befreit hatte. Damals schien man in der Tat im „reinen Deutschland" das Wort: „Was Preußen erwirbt, hat Deutschland gewonnen" umzukehren und sagte lieber: „Was Preußen erwirbt, hat Deutschland verloren." Auch ich beklagte den klaffenden Riß, aber noch viel tiefer bedauerte ich, „daß nun in Sachsen der alte Preußenhaß wieder aufgewacht ist, daß man lieber den Rheinbund will [den übrigens niemand weniger wollte als König Johann] als eine Verständigung, lieber den Fremden im Lande haben will, als einem unerträglichen und unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen. Mit Illusionen über Bundestreue und Bundesrecht können wir uns nicht mehr täuschen." Die Mittelstaaten treffe jetzt nur die Nemesis für 1848/49. Auch der bevorstehenden Rückkehr unsrer beklagenswerten Truppen sah ich mit Teilnahme, aber ohne Freude entgegen. „Haß bringen sie mit, und Haß werden sie säen." In weitem Bogen wurden sie über Harburg, Hannover, Kassel, Eisenach, Lichtenfels und Hof um preußisches Gebiet herumgeführt, als ob es darauf angekommen wäre, ihnen und aller Welt zu zeigen, wie feindlich wir zu Preußen stünden. Am Mittag des 18. Dezembers kamen die Leipziger Bataillone auf dem Bayrischen Bahnhof an und rückten unter den Klängen des „Schleswig-Holstein meerumschlungen" durch eine Ehrenpforte, von der dichtgedrängten Menschenmenge herzlich begrüßt und begleitet, in die Stadt ein, feldmäßig ausgerüstet, in abgeschabten Uniformen, mit gebräuntem Gesicht und oft mit langem Barte. Sie hatten den Versuch der Mittelstaaten zu einer selbständigen Politik in einer großen, halbeuropäischen Frage am schwersten zu büßen.

Die jüngere Generation macht sich kaum eine Vorstellung davon, wie schwer wir damals auch in unserm Gemüt unter dem Zwiespalt gelitten haben, der Deutschland bis ins Innerste zerriß. Denn auch die Wege der verschiednen Lebensalter gingen oft genug auseinander und fanden sich erst nach Jahren wieder zusammen.